

Sammelmail 4, Livingstone, Sambia

Heute überlegen wir uns, Leserin, wie viele Kinder wir am besten haben sollten und vergleichen eine Blume mit einem versoffenen Holländer. Dann schauen wir in ein rot-grünelgelbes Meer und vergiessen ein Tröpfchen Benzin, um dann am Schluss, Leser, in einer knatternden Höllenkiste über die Victoriafälle zu brausen. Das ist meine Sammelmail Nummer 4!

RADELN MIT STEFFI

Dass Steffi ab Lilongwe mit einem namenlosen Velo unterwegs zu sein plante, hatte ich natürlich schon gleich zu Beginn als haarsträubend empfunden. Unter gewissem Druck willigte sie auf eine Namensgebung ein und taufte ihr Velo Lenelotte Suprik. Lenelotte Suprik wiegt viel weniger als Herr Meier und ist sichtlich weiblich (es fehlt der Ständer).

Wenn in Afrika ein Mann mit einer Frau radelt, ist es mehr oder weniger gesetzt, dass die beiden auch verheiratet sind, erst recht in unserem «gesetzten» Alter. Die meisten Einheimischen fragen also gar nicht erst nach unserem Zivilstand, sondern grad direkt, wie viele Kinder wir haben. Nun ist es so, dass weder Steffi noch ich für den Fortbestand der Menschheit sorgen, nein, schlichtwegs kinderlos stehen wir da, doch wenn wir wahrheitsgemäss antworten, folgt eine lange Reihe von Entsetzen, Traurigkeit und enormem Mitleid, sodass es meistens sinnvoll ist, sich in gewisse Lügen zu retten. Als ich allein unterwegs gewesen war, hatte ich bei Bedarf stets das Bild der Kinder meiner Schwester gezeigt und behauptet, meine drei Sprösslinge seien 25, 23 und 21 Jahre alt. (Was alles einigermassen stimmt, bloss dass es halt nicht meine sind). Das hatte stets bestens geklappt. Als Steffi eingeflogen kam, wollte ich ihr vorschlagen, dass wir diese fiktive Familie mit den drei Kids doch am besten gleich weiterführen, doch ging das etwas vergessen, und Steffi tappte ziemlich bald in die Falle, als sie sowohl ahnungslos als auch freudestrahlend ein paar neugierigen Einheimischen antwortete: «Nein, wir haben keine Kinder.» Die Diskussionen, Folgefragen und Folgefolgefragen waren sehr umfangreich, sodass wir noch am selben Tag dankend das taten, was wir schon längst hätten tun sollen: Wir einigten und darauf, dass wir ab sofort drei Kinder haben, und zwar 25, 23 und 21 Jahre alt.

Steffi hat viele Qualitäten, die Zahlen und das Rechnen gehören aber insgesamt eher nicht dazu. Am Folgetag nämlich beantwortete sie die Kinderfrage wie aus der Kanone geschossen mit: «Drei Kinder haben wir, und der der Jüngste ist 28!» Hmm. Ihr Gegenüber musterte sie etwas erstaunt und fragte, wie alt denn der Älteste sei, worauf Steffi bereits etwas ins Rudern kam, irgend etwas war nun grad eben ein bisschen in Schieflage geraten. «33!», meinte sie schwitzend, und das Gegenüber begann im Kopf zu rechnen: Steffi ist 47, und der Älteste also

33? Na hallo! Er machte entsprechende, vielleicht ein wenig vulgäre Handbewegungen, und Steffi fand es angebracht, das Thema schleunigst zu wechseln, was nicht ganz so einfach war.

Drei Kinder erscheint den Einheimischen indes noch immer al halb-traurig, denn hier hat man 8, 10 oder noch mehr Kinder.

Beim Radeln fahren Steffi und ich stets das eigene Tempo, will heissen jeder für sich allein. Praktisch immer trete ich etwas schneller in die Pedalen als Steffi. Alle 15 oder 20 Kilometer warte ich dann auf sie. Dieses System entspricht uns beiden. Das sehen aber nicht alle so. Das getrennte Fahren finden viele Autofahrer absolut verwerflich. Wenn sie zuerst die allein radelnde Steffi überholen und ein paar Minuten später mich, schreien sie häufig böse aus ihren Fenstern: «He Mann, du MUSST mit deiner Frau radeln!» Ihr Gedankengang ist klar: Zuerst zwingt der Weisse seine Frau, mit dem Velo durch Sambia zu fahren (was sie ja bestimmt nicht freiwillig tun würde), und dann radelt dieser Drecksack auch noch weit voraus und überlässt seine Frau dem Schicksal. Ein Schweinehund ist das!

Steffi hingegen erntet beim Alleinradeln von weiblicher Seite unglaublich viel Goodwill. Immer wieder machen die Fraün am Strassenrand begeistert die La-Ola-Welle. So radelt es sich bestens, Steffi fühlt sich jeweils wie die Siegerin in einem Olympiastadion voller Frauen. Und mir bleibt nur der blanke Neid: Bei mir macht kein Schwein die La-Ola-Welle, die Männer fragen nur immer, was mein Herr Meier gekostet habe und ob ich ihn verkaufe. Aber nichts da. Gute Freunde lassen sich nicht verkaufen!

DIE BLUME UND DER ALKOHOLISIERTE WILL

2

Egal wie die Sprache ist, die Vornamen Ostafrikas sind oft lautmalerisch: Man heisst hier Sun, Happyness oder Joy ... Sonne, Zufriedenheit oder Glück ... andere heissen Licht oder Stern. Die Frau, die uns auf dem Campingplatz Moorings begrüsst, stellte sich mit “My name is Flower!” vor. Blume also hiess sie, und sie lachte über das ganze Gesicht. Wir sprachen etwas über Sambia und die vergleichsweise teuren Lebenshaltungskosten, und Blume war sehr sympathisch. Der Campingplatz gehöre einem Holländer, sagte sie, der sei aber nicht hier. Auf 6.30 Uhr bestellten wir bei ihr einmal das komplette englische Frühstück und einmal das Frühstück ohne Speck und Würstchen, dazu einen Kaffee und einen Tee. Morgens fahren wir aus Temperaturgründen stets gern frühzeitig los, und Steffi fragte zweimal nach, ob Blume auch alles richtig verstanden habe. Was letztere lächelnd bestätigte.

Ein grosses Werbepanel versprach zwar “hot shower”, doch Heisswasser war nirgends zu finden ... was aber egal war. Die Bar zeigte sich abends um 8 Uhr längst verwaist, Blume war nirgends sichtbar.

Die Afrikanerinnen und Afrikaner mögen mit ihrer Lebensfreude betören, Kinder von

Pünktlich- und Verlässlichkeit sind sie aber nicht. Blume tischte am nächsten Morgen mit 45 Minuten Verspätung die beiden Frühstücksteller auf, beide mit Würstchen und Speck, und brachte zwei Tassen Kaffee. Nun könnte man das ja alles durchaus auf die leichte Schulter nehmen: 45 Minuten Verspätung, zu viel Fleisch, Kaffee statt Tee, das sind alles Lappalien, die Verspätung und das zu viel gelieferte Fleisch nahmen wir so hin. Aber im Fall des Getränks war das schlichtwegs nicht möglich: Nach wie vor bin ich überzeugt, dass Kaffee nach der Atombombe die zweitübelste Erfindung der Menschheit ist, so was kann man nicht trinken, und also verlangte ich nach dem bestellten Tee. Blume schlurfte in die Küche zurück und brachte dann eine Tasse mit heissem Wasser. Als ich fragte, ob sie vielleicht auch noch ein Teebeutelchen habe, schlurfte sie gemächlich zurück, ohne mit der Wimper zu zucken, und brachte grinsend das Gewünschte.

Das ist ein klitzekleines Detail, das aber durchaus als exemplarisch durchgeht. Die meisten Leute hier sind zufrieden und machen alles mit viiiiiiiel Gemütlichkeit, sodass wir gestressten Europäer grundsätzlich fasziniert sind, aber ebenso ist ihnen auch alles komplett egal. Dienstleistung ist oft kaum zu finden. Wer als Westler mit den Einheimischen zusammenarbeitet, kriegt nicht selten die Krise. Wenn etwas kaputt geht, dann ist das halt so. Da kann man nichts machen. Blume fand es nicht im Geringsten blöd oder peinlich, dass sie eigentlich alles zu spät und falsch geliefert hat.

Die Holländer sind gute Geschäftsleute und lieben Camping. Halb Sambia scheint in Campingfragen in holländischer Hand zu sein. Auch der Boss des Luangwa Bridge Campings ist Holländer. Er heisst Will, und da er jeden Tag schon ab dem frühen Nachmittag allmählich angesäuselt war, nannten wir ihn einfach den «alkoholisierten Will». Doch im Gegensatz zu seinem nicht anwesenden niederländischen Kollegen von Moorings hatte er seine schwarzen Mitarbeiter voll im Griff. Hier wurde alles pünktlich und exakt geliefert, alles klappte hervorragend, sogar heisses Wasser hatte es im perfekt geputzten, wunderschönen Campingplatz. Da zeigte sich der Unterschied, ob der weisse Boss anwesend ist oder nicht. Dass die Bar des alkoholisierten Wills abends ebenfalls jeweils schon um 20 Uhr dicht macht, mag erstaunen, zumal man damit doch jede Menge Geld machen könnte, doch bleibt anzunehmen, der Grund liege beim Trinkverhalten des Besitzers: Anstatt die ganzen Whisky-, Rum- und Vodkaorräte den Gästen zu verkaufen, trinkt sie der gute Mann wohl lieber selbst.

Die Holländer sind ansonsten nicht die neuen Kolonialherren Sambias. Das sind schon eher die Chinesen. Sie kaufen halb Ostafrika auf, vor allem Minen und Bergwerke, aber auch Kraftwerke, Telefon- und andere Gesellschaften. Sie erhalten diese Dinge oft sportbillig und bauen im Gegenzug dafür perfekte neue Strassen. Die afrikanischen Präsidenten stehen dank dieser zwielichtigen Deals kurzfristig hervorragend da, sie können am Ende ihrer Amtszeit mit guter Infrastruktur und positivem Handelsergebnis aufwarten, doch ist diese Taktik auf lange Sicht natürlich äusserst problematisch und führt zurück in koloniale Zeiten.

ROT-GRÜN-GELB ODER NUR ROT ODER GRÜN

Mit dem jetzigen Präsidenten sind die meisten Bewohner Sambias alles andere als glücklich: Die Preise für Lebensmittel haben sich in wenigen Jahren fast verdoppelt, die Währung (der Sambia-Kwacha) schwächelt, und viele finden, das Land gehe vor die Hunde. Die Wahl des neuen Staatspräsidenten am 11. August ist deshalb für viele von grosser Wichtigkeit.

Der Kandidat der Patriotischen Partei, der im Osten des Landes den Frauen die grünen Hüfttücher mit seinem Konterfei als Werbeaktion schenkt, hat hier im Südwesten des Landes schlechte Karten. Der Südwesten ist etwas reicher, die Leute sind gebildeter und favorisieren den Kandidaten der Fortschrittlichen Partei, der sich derselben Werbestrategie bedient wie sein Konkurrent: Er verteilt Hüfttücher mit seinem Konterfei! Im Südosten zeigen die Frauen also eher den fortschrittlichen als den patriotischen Mann auf dem Hintern, und der fortschrittliche Mann, der alles richten soll, kommt in Rot-Grün-Gelb daher.

Als wir mit dem Velo in einer Kleinstadt Halt machten, veranstalteten die rot-grün-gelben Fortschrittlichen gerade eine gross angelegte Wahlpropaganda, überall fanden Kundgebungen statt, und der mögliche baldige Präsident strotzte nun nicht nur auf den Frauen-Hintern, sondern auch auf T-Shirts. Als ich zwei Männer mit dem Präsidenten auf der Brust fragte, ob ich sie fotografieren dürfe, waren sie euphorisch einverstanden, und es gesellten sich in Windeseile etwa 30 Personen dazu, alle in rot-grün-gelb, und alle wollten sie mit auf das Bild, sie schrien und strahlten und lachten. Das wurde ein extrem rot-grün-gelbes Bild.

Das in vielen Dörfern die Häuser abwechselnd rot und grün bemalt sind, hat aber nichts mit der Präsidentenwahl oder politischem Interesse zu tun ... sondern nur mit der Frage, welche Telefongesellschaft die Bemalung finanziert hat. Die roten Häuser tragen das (rote) Logo der Firma Airtel, die grünen das (grüne) Logo von Zamtel. So einfach ist das.

4

KOCHEN MIT UND OHNE BENZIN

Das Kochen im Busch oder Wald gefiel uns bestens, vor allem dann, wenn wir auch Benzin für die Benzinflasche hatten. Das war leider nicht immer der Fall. Aber beginnen wir von vorn.

Längst war mir aufgefallen, dass in einer der Gepäcktaschen alles penetrant nach Benzin roch, doch fand ich (vielleicht bin ich auch schon ein bisschen afrikanisch geworden), das sei ja nicht so tragisch, es habe wohl ein Tröpfchen Benzin den Weg in einen Plasticsack gefunden, da könne man nichts machen, und das gehe ja sogleich vorbei. Bloss: Es GING nicht vorbei. Wenn immer ich diese eine Tasche öffnete, roch gleich das halbe Zimmer nach Benzin.

Eine ganze Woche hatten wir den Kocher damals nicht benutzt. Als wir für ein Frühstück das Milchpulver anrührten, stanken das ganze Zmorgemüesli, der Teller, der Trinkbecher, die Schuhe und einfach ALLES nach ausgelaufener Tankstelle. Aber wie gesagt, ich bin etwas afrikanisch geworden: Ich schmiss das Milchpulver weg und fand, na ja, dumm gelaufen, morgen würde das sicher wieder in Ordnung sein. Hakuna matata, kein Problem.

Als wir nach Tagen endlich in einem schummrigen Gästhouse abstiegen, für den abendlichen Spaghettiplausch die Tomaten und Zwiebeln richteten und uns so richtig auf ein leckeres, gemütliches Essen freuten, ergriff ich den Plasticsack mit der Benzinflasche und fand sofort, der Plasticsack fühle sich aber verdammt leicht an. Auweia. Leicht irritiert stellte ich fest, dass nicht nur ein Tröpfchen Benzin fehlte, nein, die ganze Flasche war leer! Fünf Deziliter Benzin waren einfach weg! Ein halber Liter Benzin hatte sich also in das Milchpulver, auf die Schuhe und das Essgeschirr ergossen, yes, und was nicht ausgelaufen war, hatte sich ganz einfach in Luft aufgelöst. Ich Idiot hatte es doch tatsächlich fertiggebracht, beim letzten Tankstellenstop wie der hinterste Anfänger die Flasche falsch zu verschliessen, na super. Nun standen wir also mit gerüsteten Zwiebeln und Tomaten da, der Kocher stand bereit, aber leider fehlte das Benzin. Wer von uns beiden dann bitte irgendwie zur nächsten Tankstelle laufen musste, um Benzin zu organisieren, ist ja wohl klar. Wer keinen Kopf hat, hat Beine. Hmm. Aber ich habe auch echt noch nie behauptet, Velofahrer seien von der hellen Sorte.

MIT RÜCKENWIND NACH LIVINGSTONE

Die Natur, scheint es, hat ein schlechtes Gewissen. In den ersten drei Wochen meiner Reise wurde ich oft verregnet, jede Nacht ging ein Wolkenbruch los, obwohl es gemäss langjährigen Klimatabellen längst hätte trocken sein sollen. In den zweiten drei Wochen zeigte sich die Natur aber einsichtig und bot täglich schönstes Wetter und rasanten Rückenwind. Die Bedingungen waren geradezu perfekt! Wir zelteten immer häufiger wild, was auch Steffi sehr gefiel ... ausser an einem Abend, an dem wir halbwild hinter einem geschlossenen Landgasthof das Zelt aufstellten. Kein Mensch war weit und breit zu sehen. Die Nacht war schon hereingebrochen, als eine Nachbarin auftauchte und eine äusserst unglückliche Frage stellte: Sie fragte etwas schockiert, ob wir denn keine Angst vor den vielen Schlangen hätten. Mensch, war das ungeschickt. Das Wort «Schlange» hatte bei 50% unserer Kleingruppe eine gewissermassen traumatisierende Wirkung: Steffi ist im Normalfall ziemlich easy-going, aber an jenem Abend sass sie wie angewurzelt beim Znacht und fragte alle 20 Minuten, ob denn Schlangen durch das Zelt hindurch beißen und solches Zeug. Aber wie gesagt, das war das einzige Mal, dass Steffi reduzierte Begeiserterung beim Zelten und Wildcampieren zeigte.

Die Gegend veränderte sich immer mehr von saftiggrünem Hügelland zu kaum besie-

delter, buschartiger, trockener Ebene. Das Radeln auf der neuen, perfekten Chinesenstrasse machte grandiosen Spass. Wenn auch die Landschaft nicht spektakulär ist, so ist sie doch enorm friedlich, und beim Radeln blieb jede Menge Zeit für den Luxus der modernen Zeit: es sich leisten können, stundenlang an irgend einem Mist herumzustudieren.

Die Stadt Livingstone erreichten wir entsprechend fit und überhaupt nicht ausgepowert. Herr Meier beklagte insgesamt nur gerade drei Platten, Lenelotte Suprik fuhr gänzlich pannenfrei.

Das Wort «Livingstone» trifft man in ganz Ostafrika häufig. Ortschaften, Strassen, Spitäler und Schulen sind nach dem britischen Mann benannt, der als Entdecker vor hundert Jahren hier unterwegs gewesen war und der es geschafft hat, die Sklaverei abzuschaffen. Er war es auch, der irgendwo im Busch die grossartigen Wasserfälle fand, für die er den Namen der britischen Queen vorschlug: Victoriafälle.

VICTORIAFÄLLE VON UNTEN UND VON OBEN

Die grössten Wasserfälle der Welt hatte ich bereits im September von der simbabwischen Seite bewundert, damals in der Trockenzeit mit entsprechend wenig Wasser. Nun folgte die andere Seite, nämlich die sambesische, Ende der Regenzeit und mit Riesenmengen von Wasser: Eine Million Liter donnert zur Zeit pro Sekunde über die Klippen! Das ist ein enormes Schauspiel. Auf 1700 Metern Breite stürzen die Wasser des Sambesi-Flusses 100 Meter tief in die enge Schlucht. Doch ist es nicht so, dass die Besichtigung im jetzigen April auf jeden Fall besser ist als im September. Die Sicht auf das Spektakel ist momentan nämlich stark eingeschränkt, die Dunstglocke über den Wasserfällen ist so stark, dass man oft nur ausschnittsweise etwas sehen kann. Im September hatte es zwar wenig Wasser gehabt, dafür hatte man die ganze Breite überblicken können. So hat denn jede Jahreszeit ihre Vor- und Nachteile.

Wir verbrachten einen Tag an den Wasserfällen, wurden klatschnass, schauten Dutzenden von Pavianen zu und wanderten auch ganz bis zu unterst in der Schlucht. Doch so richtig sehen konnten wir weder die ganze Pracht noch die zickzackförmige Schlucht ... und also gingen wir in die Luft! Mit einem Ultraleicht-Deltasegler lässt sich das bestens einrichten. Der Deltasegler startet nicht motorlos von einem Berg wie üblich, sondern dank eines Propellers und Benzinantrieb auf einer kurzen Erdpiste am Boden. So sitzt man denn hinter dem Piloten in so einer luftigen Kiste. Ist es überhaupt eine Kiste? Das Ding besteht ja nur aus Stangen, Segeltuch, Luft und einem Motor, der beträchtlichen Lärm veranstaltet. Anyway, man knattert in etwa 150 Meter Höhe in grossen Kurven über die Landschaft. LANDSchaft? Nein, die Landschaft ist eher eine Wasserschicht, denn unter dem Hintern ist nur eines: Wasser eben. Echt cool!

Allerdings dauerte das Vergnügen nicht allzu lang: Nach 15 staunenden Minuten war das fliegende Schauspiel zu Ende, und man landete wieder auf der Erdpiste. Der Pilot verabschiedete sich ... und lud gleich den nächsten Passagier auf.

Ephrahim, mein Velokurier vom Flughafen Dar es Salaam, hat grad eben gesimst, wow, die Wasserfälle, die sähen ja hammer aus, und mein tansanisches Kätzchen, das längst keines mehr ist, gratulierte zum Erreichen des Ziels. So ist es: Ich bin am Schluss meiner Etappe Nummer 26 angelangt. Schön wars! Und ich wurde von keinem einzigen Krokodil zerrissen, was an sich schon beweist, dass diese Reise ein Erfolg war.